

# «Ich glaube an das Hereinlassen im Alltag»

Interview mit Mely Kiyak

„Identitätsbildende Vorgänge ändern sich stetig, je nachdem, was man erlebt“, sagt Mely Kiyak. nah & fern sprach mit der Publizistin über die Ausprägung von verschiedenen Identitäten, den Zwang, sich integrieren zu müssen und die Idee einer neuen Nationalkultur.

*Frau Kiyak, eine kollektive Identität bildet sich, wenn sich – ganz schematisch betrachtet – verschiedene Personen mit der gleichen Sache identifizieren, wobei sich hierfür sehr unterschiedliche ‚Objekte‘ anbieten: eine Region, eine Partei, ein Fußballverein, eine Religion, ein Land, ein ideelles Ziel oder eine kulturelle Tradition. Wenn Sie den Alltag in der Migrationsgesellschaft Deutschland beobachten – was würden Sie sagen, wie verlaufen heute die Identitätsbildungsprozesse von jungen Menschen?*

Die Vorstellung, dass eine Gruppe, deren Gemeinsamkeit ihre ethnische oder religiöse Zugehörigkeit ist, ein gemeinsames Ziel verfolgt und sich dadurch eine gemeinsame Identität bildet, ist nicht mehr haltbar. Inzwischen weiß man, dass diese Prozesse sehr komplex sind und sehr unterschiedlich verlaufen können. Womit sich junge Menschen heute identifizieren, setzt sich aus unterschiedlichen Komponenten zusammen. Da spielen Herkunft, Sprache oder lokale Gemeinsamkeiten sicher eine Rolle, sowie das Milieu, das durch einen bestimmten Musik- oder Lebensstil geprägt ist.

Doch mitnichten ist es so, wie es die Öffentlichkeit gerne diskutiert. Nämlich als ein irgendwann abgeschlossener und damit unabänderlicher Vorgang. Ich glaube, dass identitätsbildende Vorgänge sich stetig ändern, je nachdem, was man erlebt, ob man Kinder bekommt, das Land verlässt oder Vegetarier wird. Oder ein anderes Beispiel: Sobald Menschen ihre Arbeit verlieren, definieren sie sich nicht mehr als Ingenieur oder Gärtner, sondern sie bezeichnen sich als „Arbeitslose“. Das ist doch bemerkenswert!

*Sie haben 2006 in der Wochenzeitung Die Zeit sowie 2008 auf einem Symposium des Goethe-Instituts zum Thema Nationalkultur die folgende Frage aufgeworfen: „Wie sollen sich die Eingewanderten mit Deutschland, seiner Kultur und seinem Lebensgefühl identifizieren, wenn es die Deutschen selbst nicht können?“ Formuliert man diese Frage als Aussage, dann würde das bedeuten: Wenn sich die Deutschen ohne Migrationshintergrund stärker mit der deutschen Nation und deutschen Kultur identifizieren würden, dann hätten Menschen mit Migrationshintergrund geringere Schwierigkeiten, dieses Land zu bejahen und sich hier zu integrieren. War das so gemeint?*

Diese Frage, die ich damals gestellt habe, und die dann zu meinem Erstaunen landauf, landab von bedeutenden Publizisten immer wieder zitiert wurde, war ganz naiv und keinesfalls hinterhältig gemeint. Die Frage, was ist deutsch, wurde immer noch nicht beantwortet, und ich glaube auch nicht, dass sie beantwortbar ist. Im Übrigen verstehe ich bis heute nicht den Vorgang des „Sich-Integrierens“, wie es sich zwingend gestalten soll. Juristisch betrachtet muss ich mich nicht integrieren, im Sinne von „ich muss mich deutsch fühlen“. Da bin ich als Steuerzahlerin und damit Teil einer Solidargemeinschaft meiner Ansicht nach ausreichend integriert. Dazu bekomme ich Bürgerrechte und Bürgerpflichten. Wie ich mich dann in mir selbst fühle, als Deutscher, Türke oder Briefmarkensammler, ist zutiefst meine Angelegenheit. Ganz besonders auch die Frage, ob und an was ich glaube. Wenn die Politik dazu auffordert, sich anzupassen, aber nie sagt, wo hinein man sich einfügen soll, wirft

Mely Kiyak

# Eine allzu deutsche Geschichte?

*Perspektiven türkischstämmiger Jugendlicher auf Mauerfall und Wiedervereinigung*

VON NEVİM ÇİL

Mauerfall und Wiedervereinigung haben unterschiedliche Eindrücke bei Migranten hinterlassen. Die Politikwissenschaftlerin Nevim Çil beschreibt in ihrem Beitrag, wie Nachkommen der türkischen Arbeitsmigranten die Wendezeit wahrgenommen haben und wie sich für diese Menschen die Frage der Verortung im wiedervereinigten Deutschland plötzlich neu stellte.

Die Diskussionen und die Debatten um die politische Wende von 1989 werden von ökonomischen, politischen und sozialen Themen dominiert, die das Verhältnis zwischen Westdeutschen und Ostdeutschen hervorheben. Migranten und ihre Kinder werden dabei kaum berücksichtigt. So könnte man meinen, dass dieses für die meisten Mehrheitsdeutschen kollektiv bedeutsame historische Ereignis für die Eingewanderten und deren Zugehörigkeitsvorstellung völlig unbedeutend gewesen sei. Die Frage, ob zusammenwachsen wird, was zusammengehört, wurde in einem nationalen und ethnisch-kulturellen Raum diskutiert. Das neue Deutschland hieß vor allem, zur deutschen Abstammungsgemeinschaft zu gehören. In der Nachwendezeit gewann die Zugehörigkeitsdefinition über Abstammung Hochkonjunktur, weniger hingegen die Zugehörigkeit, die sich erst im Laufe des in Deutschland gelebten Lebens von neu Hinzugekommenen entwickelte. Zugehörigkeit durch in Deutschland verbrachte Lebenszeit bzw. Aufenthaltsdauer verweist auf Transformationspotenzial, weil die Veränderbarkeit des gesellschaftlichen Status im Vordergrund steht. Transformation meint in diesem Kontext, dass Zugehörigkeiten abhängig sind vom eigenen sozialen Platz und dessen Reflexion in der Gesellschaft. Die Frage, wie die Gesellschaft in ihrer neuen Zusam-

menetzung definiert werden sollte, schien mit dem Mauerfall zunächst endgültig geregelt.

Der Mauerfall und die Wiedervereinigung haben unterschiedliche Eindrücke bei Nachkommen türkischer Migranten hinterlassen. In diesem Artikel soll es um die Erfahrungen, Meinungen und Sichtweisen der jungen türkischen Generation gehen, deren Eltern mit dem Anwerbevertrag von 1961, den die Bundesrepublik und die Türkei geschlossen hatten, in die BRD kamen. Es soll der Frage nachgegangen werden, wie Nachkommen der türkischen Arbeitsmigranten die Vor- und Nachwendezeit wahrgenommen haben und welche Bedeutung die Ereignisse von 1989/90 für ihre Verortung und Zugehörigkeit in der deutschen Mehrheitsgesellschaft haben.

## **Der Mauerfall und die Wiedervereinigung**

Der Mauerfall und die Wiedervereinigung haben eine gesamtgesellschaftliche Veränderung herbeigeführt, die die Zugehörigkeit zu Deutschland entlang einer alten Vorstellung neu regelte. In der neuen gesellschaftlichen Konstellation von Deutschland nach der Wende begegneten sich nun nicht nur Deutsche mit einem deutschen Pass, sondern auch Migranten, die lange in der Bundesrepublik lebten und sich dazugehörig fühlten, und Deutsche, die erst neu in den

# «Konflikt ist ein Motor der Veränderung»

Interview mit Naika Foroutan

Menschen mit hybriden bzw. mehrfachen Identitäten fühlen sich zwei oder mehreren kulturellen Räumen gleichermaßen zugehörig. Anders als in den USA oder in Kanada ist hierzulande das Leben mit verschiedenen Identitäten noch keine gesellschaftliche Selbstverständlichkeit. Ein Forschungsprojekt an der Berliner Humboldt-Universität widmet sich den Identitätsbildungsprozessen von muslimischen Migrantinnen und Migranten.

*Frau Foroutan, Sie leiten das Forschungsprojekt „Hybride europäisch-muslimische Identitätsmodelle“. Was verstehen Sie unter „hybriden Identitäten“ und was erforschen Sie in Ihrem Projekt?*

Wir sind in diesem Projekt transdisziplinär aufgestellt, deswegen betrachten wir hybride Identitäten von unterschiedlichen Seiten. Meine Projektpartnerin Isabel Schäfer und ich versuchen als Politologinnen den Begriff mit Blick auf Migrations- und Integrationsaspekte ganz praktisch für die Politik nutzbar zu machen und zwar als identitäres Angebot, sowohl für die Mehrheitsgesellschaft als auch für die betroffenen Communities. Wir haben aber auch Soziologen, Ethnologen und Islamwissenschaftler im Team. Ursprünglich war von „hybriden Identitäten“ in den Sprachwissenschaften die Rede, dann in der Psychologie, schließlich in den Sozialwissenschaften, insbesondere bei den Post-Colonials. Wir benutzen Hybridität als postmodernes Konstrukt, um Identitätsbildungsprozesse zu begreifen, vor allem von Menschen, die über verschiedene Referenzsysteme verfügen, in unserem Fall also von in Deutschland lebenden Menschen mit muslimischem Migrationshintergrund.

Hybridität entsteht, wenn antagonistische Sinn- und Denkinhalte aus unterschiedlichen kulturellen, sozialen oder religiösen Lebenswelten aufeinander treffen und miteinander kommunizieren müssen. Es kommt dabei nicht zwangsläufig zu neuen Denkmustern, sondern zu Situationen, in denen – je nach Intellekt, Empathie, Zugehörigkeitsgefühl – beide Denkmuster erkannt werden, manchmal werden diese auch nur er-

ahnt. Die alten Bezugspunkte bleiben bestehen, teilweise äußerlich, was durch Namen, Sprache, Kleidung für die Außenwelt sichtbar gemacht wird, teilweise innerlich, weshalb ich eben von „ahnen“ gesprochen habe. Man kann diese Bezugspunkte gar nicht richtig zuordnen, weiß aber, dass irgendetwas in einem manchmal im Widerspruch ist. Das heißt, je nach Situation stellt sich eine unterschiedliche Positionierung ein, was man als situatives Einlassen auf eine andere Form von Identität beschreiben kann. In unserem Projekt konzentrieren wir uns auf Menschen mit muslimischem Hintergrund, weil deren Referenzsysteme vom diskursiven Geltungsanspruch der Mehrheitsgesellschaft aus betrachtet als verschiedenartig oder sogar als antagonistisch wahrgenommen werden.

Wir untersuchen anhand von 250 qualitativen Interviews, wie sich die Gleichzeitigkeit der identitären Referenzsysteme bei Menschen mit muslimischem Hintergrund darstellt, welche Situationen dabei entstehen und wie die Menschen sich in diesen Situationen identitär verorten. Je nachdem, wo man sich befindet, kann sich dieser Prozess wandeln, was dazu führt, dass die Träger von hybrider Identität von der Gesamtgesellschaft oft als nicht zugehörig betrachtet werden, weil sie sich nicht eindeutig verorten können oder wollen. Meiner Meinung nach sollen sie sich auch nicht eindeutig verorten, aber man ist noch nicht so weit zu erkennen, was in dem situativen Verhandeln von Identität für ein Potenzial steckt.

Diese Gleichzeitigkeit der identitären Referenzsysteme führt zu Situationen, in denen ein Kontingenz-

*Foto links:  
Die Mimar-Sinan-Moschee  
in Maulbronn  
(Enzkreis)*



Foto: Gustavo Alábiso





# «Ich bin weder deutsch noch ausländisch und trotzdem beides»

*Identitätsbildungsprozesse in der  
Migrationsgesellschaft Deutschland*

VON CHRISTIAN HORN

Identitätsbildungsprozesse verlaufen im globalisierten Kapitalismus spannungsreicher als in früheren Zeiten. In dem Maße, wie sich traditionelle Zugehörigkeiten auflösen, müssen die Individuen aus einer Vielzahl von Identitätsangeboten auswählen und sich ihre eigene Identität „erarbeiten“. Politik und Bildungsinstitutionen sollten die Vielfalt von Identitätsformen als gesellschaftliche Realität anerkennen, anstatt immer wieder in nationale oder ethnische Denkmuster zurückzufallen.

Die Vorstellung, dass jeder Mensch ein eigenständiges Wesen ist, das nicht nur über eine ausgeprägte Persönlichkeit verfügt, sondern auch über sich selbst reflektieren und sein Verhalten korrigieren kann, hat sich spätestens am Ende der Aufklärung verfestigt. Damit war eine grundlegende Voraussetzung für das neuartige Konzept „Identität“ gegeben: Wer in sich hineinhorcht und über die eigene Lebensgeschichte nachdenkt, entwickelt ein Gespür dafür, inwiefern man persönlichen und gesellschaftlichen Ansprüchen folgt. Identitätsbildung wäre nicht denkbar ohne Institutionen wie Schule, Kirche oder Klinik. Unter deren Anleitung hat das bürgerliche Subjekt gelernt, über eigenes Leben, Gefühlshaushalt und körperlichen Zustand zu reflektieren und sich selbst als ein einzigartiges, klar umgrenztes und weitgehend beständiges Ich wahrzunehmen.